

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Klaus Fröba
Wölfe in Blinding
Thriller

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 Das Dorf lag geduckt im Schnee, zugeschüttet von der weißen Last. Vor vier Tagen hatte es hier oben zu schneien begonnen, vor vier Tagen schon, als sie sich unten in den Tälern noch wegen der nächtlichen Kahlfröste sorgten und Fichtenzweige über die Rosenbeete legten. Schon am Dienstagabend hatten die Häuser im Dorf weiße Hauben aufsitzen, und um die Fundamente lag der Schnee wie ein Kragen aus feinem Pelz, bis über die Sockel der Kellerfenster hinaus. Die Winter waren immer streng hier oben; wenn sie im Radio von überfrierender Nässe und von Straßenglätte redeten, dann meinten sie nicht das Dorf, sie meinten die anderen Dörfer, die unten lagen, wo es im März schon Frühling wurde und im November noch Herbst war. Über das Dorf redeten sie im Radio nie.

Es lag eingeschmiegt in die Bodenfalte, fünfzehn Häuser, auf beiden Seiten der Straße. Es war die alte Landstraße, die früher nach Lützenborn geführt hatte und weiter ins Belgische, bis vor sechs Jahren noch. Dann hatten sie die Brücke über den Katzbach gesperrt, bald nachdem die rechte Begrenzung abgebrochen war, der gemauerte Steinwall; er war in die Schlucht gestürzt und hatte ein Stück aus der Fahrbahndecke mitgerissen. Jetzt führte die Straße nur nach Westen weiter, nach Rodersfelden. Es gab andere Wege, auf denen man gehen, aber nur diese eine Straße, auf der man fahren konnte, und nur nach Rodersfelden oder von dort zum Dorf. Die Düsseldorfer fuhrten auf dieser Straße ins Dorf, im Sommer jedenfalls, und der Postbote, der einmal in der Woche kam, es sei denn, die Straße war unpassierbar. Im Frühjahr geschah das, zur Zeit der Schneeschmelze, wenn die Ihre über die Ufer trat und das Straßenstück am Fuße des Ützkopfs unter Wasser setzte, oberhalb vom Kreuzweg. Und in strengen Wintern geschah es ein paarmal, nie sehr lange. Nur, so zugeschnit, wie heute, war das Dorf selten.

Vor vier Tagen hatte es angefangen, es war ganz normal gewesen, Schnee, wie sie ihn in den späten Januartagen hier oben immer hatten. Aber heute waren die Schneefälle heftiger geworden, ungewöhnlich für das Mittelgebirge, und gegen Mittag war Sturm aufgekommen und hatte noch mehr Schnee vor sich hergetrieben, zuviel Schnee.

Sie klagten nicht, sie verloren kein Wort darüber, übers Wetter zu reden, war vertane Zeit. Und wenn ihre Bauerngesichter, gegerbt vom Regen und vom Wind, mit tief eingegrabenen Runen gezeichnet von den Jahren eines langen Lebens, von denen viele hart und entbehrungsreich gewesen waren – wenn diese Gesichter heute düsterer aussahen als sonst, dann hatte das nichts mit dem Schnee zu tun.

Es kümmerte sie nicht, daß die Landstraße nach Rodersfelden zugeschnit war. Sie machten sich keine Gedanken darüber, wie lange das Dorf abgeschnitten bliebe. Sie hatten nicht viel mit der Welt da draußen zu tun.

Vielleicht, wenn der Strom ausgefallen wäre... Ans elektrische Licht waren sie inzwischen gewöhnt, auch ans Radio – und die meisten von ihnen ans Fernsehen; sonst hätten sie nicht viel vermißt. Aber wenn der Strom ausgefallen wäre, hätten sie die alten Leuchten vom Speicher holen und in der Scheune den Kanister schütteln müssen, ob denn genug Petroleum übriggeblieben wäre, sonst lohnte es ja nicht, die Lampen anzuzünden. Notfalls wußte Marthe, wie man Talglichter macht, die rußenden, stinkenden Stumpen, die sie noch aus Kindertagen kannten. Nur, sie waren nicht sicher, ob sie genug Talg gefunden hätten und ob Marthe mit ihren gichtigen Händen die Lichter überhaupt noch formen konnte. Der Strom – das wäre etwas anderes gewesen, den hätten sie schon vermißt, denn er brachte ihnen das Licht in die Häuser und Musik und Bilder. Aber er war ja nicht ausgefallen, das war noch nie geschehen. Was freilich nichts heißen mußte, denn auch das, was ihnen jetzt widerfuhr, seit vier Tagen, war vorher noch nie geschehen.

Sonst scherten sie sich nicht viel um die Welt da draußen. Hinter der Straßensenke, jenseits vom Kreuzweg gab es nichts, was sie sich für ihr Dorf wünschen konnten. Keinem wäre eingefallen, sich nach den Bequemlichkeiten zu sehnen oder gar die zu beneiden, die dort wohnten, in Rodersfelden oder weiter darüber hinaus, in den Dörfern im Tal oder in den Städten.

Sie empfanden auch keinen Haß, obwohl sie manchmal dachten, sie hätten Grund, die Welt da draußen und die neue Zeit zu hassen. Vieles war ihnen genommen worden, vor ein paar Jahren sogar der Name ihres Dorfes: auf einmal, war denen in einer Amtsstube eingefallen, sollten sie ein Teil von Rodersfelden sein. Sie hatten den Namen nicht hergegeben, für sie hieß das Dorf weiter Blinding, so wie es immer geheißt hatte.

Am schlimmsten war, daß die neue Zeit ihnen die Kinder weggenommen hatte, die Söhne und die Töchter. Christian Görres war der erste gewesen, der seine Sachen gepackt hatte und weggegangen war, und damals hatten sie gedacht: Es wird eben immer welche geben, denen das Leben hier oben zu eintönig ist, die es hinauszieht, weil sie neugierig sind oder sich nicht bescheiden wollen. Von denen wird es immer welche geben, so wie seinerzeit in den späten zwanziger Jahren, als zwei aus dem Dorf sogar nach Amerika ausgewandert waren. Aber wer weiß, hatten sie gedacht, ob sie draußen finden, was sie suchen. Von den beiden, die nach Amerika gegangen waren, hatte man ja auch nie wieder etwas gehört. Und dann, als wenig später Christians Eltern gestorben waren, kurz hintereinander, hatten ein paar im Dorf gesagt, es wäre wohl eine Fügung gewesen, der liebe Gott hätte es so eingerichtet, daß Christian nicht allein zurückbleiben sollte, weil er nicht für das Leben im Dorf gemacht war. Trotzdem, es war nicht recht gewesen, daß er nicht zur Beerdigung gekommen war. An Lisbeths Grab hatte er nicht gestanden, und nicht an Jakobs, wahrscheinlich hatte er es nicht rechtzeitig erfahren. Wer hätte es ihm auch sagen sollen, wenn doch keiner wußte, wo er hingegangen war?

Christian Görres war der erste gewesen, und sie hatten gedacht: Es wird immer welche geben, denen es hier zu eng wird. Aber dann war Lotte Zavelberg gegangen, sie hatte nach Rordersfelden geheiratet. Und die beiden Söhne von Anna und Wilhelm Honert waren weggegangen, weit weg, irgendwohin in eine Stadt, und die Kinder von Paul und Mathilde Kahlen, alle drei, und Josef Küppers Söhne, von heute auf morgen, mein Gott, Theresa hatte es fast das Herz gebrochen. Die Lanzeraths waren weggezogen, die jungen Leute, sie hatten den Großvater einfach alleingelassen. Aber Kathrin war zurückgekommen, vor zwei Jahren; kurz nachdem Georg Lanzerath blind geworden war, war sie heimgekommen, sie mußte es irgendwie erfahren haben.

Die Welt da draußen und das neue Leben waren schuld daran, sie hatten ihnen ihre Kinder weggenommen. Trotzdem empfanden die Leute im Dorf keinen Haß. Sie hatten sich längst angewöhnt, alles hinzunehmen, wie es kam, die Schneeschmelze im Frühjahr, wenn die Ihre über die Ufer trat, und die strengen Winter, die das Dorf mit Schnee zuschütteten, und den Verlust ihrer Kinder, die nicht mehr in Blinding bleiben wollten, weil

sie sagten, es wäre ein sterbendes, vergessenes Dorf, so vergessen, daß niemand glauben mochte, es könnte überhaupt noch ein solches Dorf geben – heutzutage und in einem Land, in dem sie überall Fabriken bauten und Autobahnen und Flughäfen und Atommeiler, all die Dinge, über die sie im Fernsehen und im Radio dauernd redeten und stritten.

Manchmal dachten sie: Sie haben ja recht gehabt, die Kinder, es wird dieses Dorf nicht mehr lange geben, wir sind nur noch ein Dutzend, alle über Sechzig, die meisten über Siebzig und Georg Lanzerath schon in den Achtzigern, lauter alte Leute, außer Kathrin, aber Kathrin würde natürlich nicht bleiben, wenn ihr Großvater gestorben war. Manchmal dachten sie freilich auch: Wenn die Kinder geblieben wären und die Söhne sich Frauen aus anderen Dörfern geholt hätten und wenn die Frauen ihrer Söhne ihnen Enkel geboren hätten, dann müßte das Dorf nicht sterben.

Aber sie hielten sich nie lange bei solchen Gedanken auf. Es war sinnlos zu hadern, sie hatten sich längst angewöhnt, alles hinzunehmen, wie es kam. Sie haßten die Welt da draußen nicht, was immer sie ihnen auch angetan hatte, und bis jetzt, bis vor vier Tagen, hatten sie nicht einmal die gehaßt, die von draußen zu ihnen gekommen waren. Die Düsseldorfer zum Beispiel, Klebusch hießen sie – aber im Dorf waren sie nur ›die Düsseldorfer‹.

Christian Görres hatte ihnen das Haus verkauft, vor drei Jahren, und dann waren Maurer gekommen und Zimmerleute und Maler, und das Haus war umgebaut worden und verputzt, und Balken hatten sie eingezogen und einen Kamin gesetzt und weiß Gott was alles. Es lag zwar im Dorf, das Haus, das einzige, bei dem die Außenmauern verputzt waren, aber es gehörte nicht mehr zum Dorf, es gehörte den Fremden.

Im Sommer kamen sie fast jedes Wochenende, brachten Freunde mit und feierten ihre Gartenfeste, bis spät in die Nacht hinein. Dann wurde es laut im Dorf, so laut, wie es in einem Dorf nicht sein soll, schon gar nicht in der Nacht zum Sonntag. Aber sie sagten nichts dazu, sie wollten sich nicht einmischen, es waren eben die Fremden, und sie gingen ja wieder, spätestens am Montagmorgen stiegen sie in ihre Autos und fuhren davon, meistens schon am Sonntagnachmittag. Es war nicht ihre Art, anderen dreinzureden, solange nur die anderen nicht versuchten, ihnen in ihr Leben zu reden.

Das war nun alles anders geworden, seit vier Tagen haßten sie die Fremden. Aber ihr Haß war ohnmächtig, sie konnten nichts tun, nichts anderes als das, was sie immer getan hatten: alles so hinnehmen, wie es war, und warten, bis es vorüber war, so wie die Schneeschmelze im Frühjahr und die strengen Winter.

Mathilde Kahlen saß in der Stube auf einem Stuhl; es war ein harter Stuhl mit gerader Lehne, ihr Großvater hatte ihn gemacht, genau wie den Tisch, vor dem der Stuhl stand, ein Tisch mit einer Platte aus rauhem Holz, zernarbt von unzähligen Messerschnitten. Sie hielt die Hände gefaltet, aber sie betete nicht, man kann nicht hassen und beten zugleich.

Sie dachte an die drei Männer, die ins Dorf gekommen waren, vor vier Tagen war das gewesen, als der Schneefall einsetzte. Sie waren mit einem Auto gekommen, einem, das ganz anders aussah als die Autos, mit denen die Düsseldorfer und ihre Freunde im Sommer kamen, ganz anders, eher wie ein großer Kasten auf Rädern. Drei junge Männer waren es, nicht viel älter als Kathrin, und sie waren geblieben und hatten sich das Haus der Düsseldorfer genommen – und nicht nur das, sondern viel mehr: dem Johannes Zavelberg die Flaschen mit dem selbstgebrannten Obstschnaps, der Marthe Bürvenich den Kräuterkör, aus Emma Jaschobs Keller fast alle Äpfel, auch die Schneeschuhe hatten sie ihnen weggenommen, den Männern die Äxte und die Beile und dem Josef Küppers sogar die Repeaterbüchse und das Weidmesser. Zu essen verlangten sie, von allem das Beste, und als ihnen Schinken und Dörrfleisch nicht mehr gut genug gewesen waren, hatte Wilhelm Honert ein Zicklein für sie schlachten müssen.

Sie hatten ihnen viel weggenommen, jeden Tag ein bißchen mehr, und das allein wäre schon genug gewesen, um die jungen Fremden zu hassen, aber am schlimmsten war es, daß sie ihnen ihren Stolz genommen hatten. Alles andere konnten sie wieder beschaffen – beim Kaufmann drüben in Rodersfelden, Josef Küppers und Johannes Zavelberg brauchten nur hinüberzugehen, wie sie es immer taten, weil sie die rüstigsten waren – und auch die jüngsten, noch nicht einmal Siebzig. Sobald der Schnee geschmolzen war, konnten sie losgehen, drei Stunden brauchten sie hin und zurück, nicht viel länger. Und bis der Frühling kam, Anfang Mai, vielleicht sogar schon Ende April, war alles vergessen. Nur, daß die jungen Fremden ihnen auch ihren Stolz genommen hatten, daran würden sie länger denken.

Mathilde Kahlen wandte den Kopf und schaute auf die Wanduhr, dann sah sie Paul an und sagte: »Du mußt hingehen und Holz nachlegen. Um sechs sollst du Holz nachlegen, haben sie gesagt. Und dann mußt du Wilhelm holen, damit ihr Josef und Johannes ablösen könnt. Die beiden schippen jetzt schon fast zwei Stunden.« Sie sagte es leise und ruhig, aber in dem harten Dialekt, in dem sie sprach, hörte es sich rauh und grob an, wie ein Befehl.

Der Mann sah auf, er runzelte die Stirn, er wollte auch das Kinn trotzig vorrecken, aber es gelang ihm nicht, weil der Kiefer schmerzte, rechts vom Kinn, wo der Mundwinkel herabhing, da, wo Mathilde ihm das Leinensäckchen mit gebrühter Kamille aufgelegt und mit zwei Heftpflastern festgemacht hatte.

»Die sollen sich ihr verfluchtes Holz selber auflegen«, sagte Paul Kahlen. »Ich mach's ihnen nicht.«

Mathilde Kahlen stand auf, ging um den Tisch herum, bis sie hinter Pauls Stuhl stand. Sie legte ihm die Hände auf die Schulter, und sie wußte, daß es nicht Schmerz, sondern Überraschung war, was ihn zusammenzucken ließ, Verblüffung, weil es nur noch selten vorkam, daß sie einander berührten.

»Es ist nicht, weil sie gesagt haben, daß du es tun sollst. Tu es, weil ich dich darum bitte. Es ist besser so. Und in ein paar Tagen, wenn der Schnee schmilzt, ist alles vorbei, das weißt du selber.«

Sie ließ die Hände auf seinen Schultern liegen, er verstand, daß sie ihm noch mehr sagen wollte, und wartete.

»Vorhin, als ich gesehen habe, wie Josef und Johannes den Weg freischaufeln zum Haus der Düsseldorfer, ist mir eingefallen, was meine Mutter mir erzählt hat. Hier in der Küche war es, da drüben habe ich gegessen, neben dem Herd.« Sie deutete mit dem Kopf auf das Fußbänkchen, und das Lächeln, das auf einmal um ihre Lippen lag, war ganz von allein dorthin gekommen; ihre Erinnerungen mußten es dorthin geschickt haben, sie hatte nicht lächeln wollen.

»Früher sind die Wölfe bis ins Dorf gekommen. Meine Mutter hat es nicht selbst erlebt, aber ihr Vater hat es ihr erzählt. Immer wenn die Winter sehr grimmig waren und der Schnee so hoch lag, daß sie die Hoftore offengelassen haben, damit sie sie nicht jeden Morgen wieder freischaufeln mußten. Mit dem Schnee sind die Wölfe gekommen, und am Anfang haben die Männer versucht, sie mit Stöcken und Beilen zu vertreiben.

Aber dann ist Emma Jaschobs Großvater von einem Wolf gebissen worden und gestorben; muß wohl tollwütig gewesen sein, der Wolf. Und seitdem haben sie sich nicht mehr gegen die Wölfe gewehrt. Sie haben einfach gewartet, bis der Schnee geschmolzen ist, dann sind die Wölfe weggeblieben. Es waren immer nur wenige Tage, die härtesten Wintertage. Es ist die Zeit der Wölfe, haben sie im Dorf gesagt und gewartet, bis sie vorüber war.«

Eine Weile saß Paul Kahlen stumm da, es war so, als hätten ihre Hände ihn tiefer auf den Stuhl gedrückt. Dann hob er die Schultern, schüttelte Mathildes Hände ab und stand auf.

»Wie du gesagt hast. Ich tu's nur, weil du mich darum bittest.«

Er ging hinaus in den Flur, sie hörte ihn draußen hantieren, gleich hinter der Tür, wo die Wandhaken befestigt waren. Sie konnte ihn nicht sehen, aber sie wußte auch so, was er tat, jeden Handgriff wußte sie, sogar in der richtigen Reihenfolge. Siebenundvierzig Winter lang hatte sie oft genug gesehen, was er tat, ehe er nach draußen ging. Erst schlang er den Schal um den Hals, dann zog er die dicke Jacke über, danach bückte er sich nach den Stiefeln, erst am Schluß stülpte er die Mütze auf den Kopf. Die Handschuhe vergaß er jedesmal, bestimmt auch heute. Als sie die Tür zum zweiten Mal klappen hörte, wußte sie, daß sie recht gehabt hatte.

Aber sie konnte heute nicht darüber lächeln, sie war schon dabei zu beten. Sie betete, daß Paul Kahlen einfach nur tat, was sie von ihm verlangten, und daß der Große, der mit den flackernden Augen, ihn nicht wieder schlug.

2 Werner Henze saß verkrampt auf dem Beifahrersitz, nach vorn gebeugt, den Blick starr auf die schwankenden blaßgelben Tunnel des Scheinwerferlichts gerichtet: verschwommene Strahlenbündel, verschleiert vom Schnee, der jetzt waagrecht über die Fahrbahn getrieben wurde. Es schneite seit Stunden, eigentlich schon den ganzen Tag, aber es hatte so harmlos angefangen, mit tanzenden Flocken im ersten Morgenlicht, und der Sturm war erst viel später aufgekommen, vor einer Stunde ungefähr.

Er hielt den Kopf leicht gebeugt, um dem Schmerz auszuweichen, der von den Nackenmuskeln ausging und sich stechend, wie mit Nadelfingern, an die Schulterblätter herantastete. Er wußte, was er falsch machte. Er hätte sich zurücklehnen sollen, entspannen, Vertrauen haben zu Geli, nicht dauernd angestrengt nach vorn starren. Sie fuhr ja nicht schlecht, jedenfalls sicherer als er. Vielleicht ein bißchen zu schnell bei dem Sauwetter.

Herrgottnochmal, mußte das ausgerechnet heute passieren, vor diesem Wochenende mit ihr?

Kaltluft, hatten sie vorhin im Radio gesagt. Er erinnerte sich fast genau an den Wortlaut, weil der nüchterne Text eine Weile in seinem Kopf rotiert hatte, unablässig, wie bei einer Schallplatte, wenn sie einen Sprung hat. Zwischen einem Hoch über dem Ostatlantik und einem Tief über Lettland fließt mit einer nördlichen Strömung skandinavische Kaltluft nach Deutschland. Länger andauernde, ergiebige Schneefälle. Frischer, in Böen stürmischer Wind aus nördlichen Richtungen.

Stimmte genau. Nur, gestern hatten sie davon noch nichts gewußt. Irgendwas von teils aufgelockerter, teils dichter Bewölkung hatten sie gefaselt. Und von einzelnen Schneefällen. Auf den Wetterbericht war eben nie Verlaß. Jetzt fuhren Geli und er genau in den Schneesturm hinein, und es würde noch schlimmer werden, je höher sie kamen.

Er sah zu ihr hinüber. Sie saß zurückgelehnt, hielt das Lenkrad locker. Zu locker, dachte er. Von der Instrumentenbeleuchtung fiel matter Schein auf ihr Gesicht, zauberte einen Schimmer darauf, wie Seidenglanz. Verschwendung. Haut, die noch so jung ist, braucht keine schmeichelnden Effekte. Auch ihr kurzgeschnittenes dunkelblondes Haar bekam etwas von dem Glanz ab. Oder glänzte es immer so? Merkwürdig, daß er noch nie darauf geachtet hatte.

Sie fuhr ruhig und stetig, offenbar ohne Anstrengung. Sie hatte keine Angst. Geli hatte nie Angst, jedenfalls konnte er sich nicht erinnern, daß er jemals etwas wie Angst an ihr bemerkt hätte.

Aber vielleicht waren ihre Ängste nur von anderer Art? Es mußte auch in ihrem Leben Dinge geben, die ihr angst machten. So wie ihm die tobende Natur da draußen angst machte. Es war etwas, was er nicht vorausberechnen konnte. Er hatte keinen Einfluß darauf. Er konnte keine Anordnungen treffen, um steu-

erd in den Ablauf einzugreifen. Das war es, was ihn unsicher machte. Denn er war daran gewöhnt, Anordnungen zu treffen, Wirkungen vorauszukalkulieren, steuernd einzugreifen. Hier draußen – auf dieser Nebenstraße, im Schneesturm – konnte er nichts tun. Er fühlte sich ausgeliefert.

»Wir hätten auf der Autobahn bleiben sollen«, sagte er. »Bis Wittlich. Und dann auf der Bundesstraße weiter, über Bitburg.«

Wir hätten überhaupt nicht fahren sollen, dachte er. Oder nicht gerade hierher. Bei so einem Wetter bleibt man, wo man ist. Wenigstens hätten wir früher losfahren sollen. Und nicht erst noch unterwegs Mittag essen, irgendwo in einem kleinen Nest, halb zwischen Köln und Bonn, an den Ortsnamen konnte er sich nicht mehr erinnern. Es hatte sie mehr als zwei Stunden gekostet. Runter von der Autobahn, das Essen, der Wein, danach zwei Calvados, beide für ihn, wieder zurück zur Autobahn. Geli war gefahren, sie hatte kaum etwas getrunken. Und er hatte sich auf einmal schläfrig gefühlt. Müde und alt.

Nicht alt, nur müde. Mit sechsendvierzig ist man nicht alt.

Trotzdem fing er wieder zu rechnen an. Dieselbe Rechnung, die er in den letzten Monaten schon so oft angestellt hatte. In vier Jahren bin ich fünfzig, rechnete er. Aber sie ist dann gerade erst einunddreißig. Und in vierzehn Jahren bin ich sechzig, kurz nach ihrem vierzigsten Geburtstag. Sie will abends tanzen gehen. Und nach dem Theater, wenn mir die Beine weh tun vom langen Sitzen, wird sie irgendwo ein süßes kleines Bistro entdecken, in dem wir noch nie waren.

Es wird gar nicht so weit kommen. Sie wird nicht bei mir bleiben, nicht so lange. Irgendwann wird sie einen jüngeren Mann kennenlernen. Sie wird genug haben von den ewigen Heimlichkeiten, vom Versteckspielen in einsam gelegenen Hotels, vom wissenden Lächeln der Portiers. Sie wird sich ein Zuhause wünschen, Kinder, einen Mann, der nur ihr gehört.

Einmal hatte er ihr das gesagt, aber sie hatte nur darüber gelacht. »Einen Mann, der nur mir gehört? Wenn ich fünfundvierzig bin, sucht er sich eine Freundin, genau wie du.«

Er glaubte ihr nicht, wenn sie so etwas sagte. Sie hatte ja noch keine Ahnung, wie man zu denken anfängt, wenn man über die Vierzig hinaus ist. Aber er hörte ihr gern zu. Es war eine angenehme Art der Betäubung. Es half ihm, nicht an Susanne zu denken, an ihr beginnendes Mißtrauen und an sein schlechtes

Gewissen, weil er wußte, daß es keine Lösung geben konnte, ohne sie zu verletzen.

Für dieses Wochenende war alles geregelt. Susanne hatte keine Chance, irgend etwas herauszufinden. Sie war zu ihren Eltern gefahren, für eine Woche. Und er war angeblich geschäftlich unterwegs, nach Hamburg. Ein Wochenendseminar. »Gut, daß es sich so trifft. Du bist ja sowieso nicht zu Hause, dann muß ich dich wenigstens nicht allein lassen.«

Heute abend würde er sie vom Hotel aus anrufen und ihr sagen: »Das reinste Chaos auf der Autobahn, einfach schrecklich. In der Innenstadt ist der Verkehr praktisch zusammengebrochen. Aber ich bin ja gut angekommen. Und bis Dienstagmorgen, wenn ich zurückfahre, haben sie bestimmt überall geräumt.«

Er durfte auch nicht vergessen, ihr zu sagen, daß sie ihn tagsüber nicht erreichen konnte. »Die stellen während des Seminars keine Gespräche durch. Sonst nimmt das einfach überhand. Du könntest mich höchstens abends im Hotel... Aber da rufe ich ja sowieso bei dir an.«

Und vielleicht, wenn Geli nicht gerade daneben stand, würde er auch sagen: »Du fehlst mir sehr.« Oder so etwas in der Art. Sie hörte das gern.

Susanne machte es ihm leicht, zu leicht. Obwohl er spürte, daß sie irgend etwas zu ahnen begann. Seit zwei, drei Monaten las er die unausgesprochenen Fragen in ihren Augen. Noch waren es stumme Fragen. Irgendwann würde sie es ihm auf den Kopf zusagen. Dann mußte er sich entscheiden. Er hatte noch keine Ahnung, wie er zu einer Lösung kommen konnte. Nur so viel wußte er: wie er sich auch entschied, er mußte zwei Menschen weh tun, Susanne oder Geli – und in jedem Fall sich selbst.

Nein, an diesem Wochenende gab es keine Probleme, egal, wieviel Susanne schon ahnte.

»Es war ein Fehler, daß wir nicht auf der Autobahn geblieben sind«, sagte er noch einmal.

»Wir sind eben nicht auf der Autobahn geblieben«, antwortete sie. Es klang sehr schroff. Ganz anders, als sie sonst mit ihm redete. Sie war also auch nervös.

Und nach einer Weile hörte er sie sagen: »Es wäre ein Riesenumweg gewesen.« Ihre Stimme hatte wieder den gewohnten Klang.

»Trotzdem, im Endeffekt wären wir schneller da gewesen.« Noch während er es sagte, ärgerte er sich über sich selbst. Es